

Denis CLARINVAL

DAS VERDAUENDE WORT



VORSPIEL

Es scheint heute, als spräche die Sprache nicht mehr – sie verschlingt. Sie richtet sich nicht länger auf die Welt aus, sondern beugt sich über sie wie über einen zu reich gedeckten Tisch, auf dem alles bereits vorbereitet, zerteilt, gewürzt, verzehrfertig dargeboten ist. Das Wort schreitet nicht mehr auf das Widerständige zu, es absorbiert, was vorbeizieht. Es sucht nicht nach Stimmigkeit, es sucht nach Kontinuität. Es wagt sich nicht in den Hunger, es ergibt sich der Sättigung. Die Sprache ist zu einem Magen geworden, zu einem Magen ohne Rhythmus, ohne Pause, ohne Ruhe. Sie schluckt alles, was sich darbietet: Entlehnungen, Manierismen, Parolen, eine der eigenen Leiblichkeit entrissene Alltagssprache, technische Fragmente, Slogans, anderswo bereits vorverdaute Meinungen. Nichts ist ihr fremd – nicht aus Gastfreundschaft, sondern weil sie nicht mehr unterscheidet. Sie verwechselt Offenheit mit Durchlässigkeit, Lebendigkeit mit Überfluss. Sie isst, weil sie kann, nicht weil sie hungrig ist.

Es ist keine arme Sprache, es ist eine gesättigte Sprache. Doch dieser Überfluss ist trügerisch, denn Verdauen heißt nicht Aneignen. Aneignung setzt eine langsame Verwandlung voraus, eine Auswahl, einen Verlust, einen Rest. Hier jedoch geht alles hindurch. Nichts bleibt. Nichts wiegt. Die Sprache verwandelt das Verschluckte nicht mehr in Sinnenergie; sie zerkleinert es, glättet es, neutralisiert es. Sie erzeugt ein flüssiges, gleitendes Wort ohne Kanten, in dem jedes Wort durch ein anderes ersetzt werden kann, ohne dass sich wirklich etwas ändert. Das verdauende Wort kennt keinen Rest. Es duldet weder Schweigen noch Stillstand noch Blockade. Doch immer dort, wo etwas nicht durchgeht, beginnt sich Sinn zu bilden: dort, wo etwas der Äußerung widersteht, wo das Wort zögert, wo der Satz aufreißt – nur dort entsteht eine Beziehung zur Wirklichkeit. Die verdauende Sprache aber verweigert diesen Widerstand. Sie deutet ihn als Panne, als Funktionsstörung, als Mangel, der möglichst rasch zu beheben ist. Also kompensiert sie.

Und was sie von der Welt nicht mehr zu assimilieren vermag, beginnt sie in sich selbst zu konsumieren. Hier setzt die Autophagie ein. Die Sprache ernährt sich von ihrem eigenen Fluss. Sie kommentiert sich, paraphrasiert sich, reformuliert sich, recycelt sich. Man spricht nicht mehr von dem, was ist, sondern von dem, was gesagt worden ist. Man blickt nicht mehr auf die Welt, sondern auf die Diskurse, die vorgeben, an ihrer Stelle zu stehen. Das Wort misst sich nicht länger an einer äußeren Wirklichkeit, sondern an seiner eigenen Zirkulation. Die Sprache wird autoreferenziell. Sie trägt sich selbst, wie eine gut geölte Maschinerie, die keines Gegenstands mehr bedarf. Durch bloße Vermehrung erzeugt sie die Illusion von Sinn. Je mehr sie spricht, desto mehr scheint sie etwas zu sagen. Doch diese Fülle ist nur eine Kreisbewegung. Nichts wird angerührt. Nichts steht auf dem Spiel. Das Reale leistet keinen Widerstand mehr, weil es nicht einmal mehr aufgerufen wird.

Es ist nicht so, dass das Wort lügt – es ist schlimmer: es richtet sich an nichts mehr. Es spricht weder zur Welt noch zum Anderen, nicht einmal zu sich selbst in seiner Wahrheit. Es spricht,

um den Fluss aufrechtzuerhalten, um die Leere zu vermeiden, um den Hunger zu bannen. Es ist ein Wort ohne Mangel, und gerade deshalb ist es ohne Notwendigkeit. Jede wirkliche Sprache aber entsteht aus einem Mangel, aus einem wirklichen Hunger, aus einer Welt, die sich nicht unmittelbar sagen lässt. Das verdauende Wort fürchtet die Nacht – nicht die Nacht als fruchtbare Dunkelheit, sondern als Unterbrechung. Es scheut das Schweigen, weil dieses sein fehlendes Gewicht enthüllt. Es füllt, um nicht zu hören. Es schwätzt, um nicht zu warten. Es verwechselt Kontinuität mit Leben, obwohl Leben Rhythmen voraussetzt, Pausen, Rückzüge.

Diese volle Sprache bricht nicht aus Mangel zusammen, sondern aus Übermaß. Sie stürzt ein in ihrer eigenen Transparenz. Nichts stößt sich mehr an ihr. Der Blick, den sie auf die Welt wirft, gleitet reibungslos über die Dinge hinweg. Und weil der Blick transparent geworden ist, verliert die Sprache ihre Dichte. Sie beschreibt, ohne zu sehen. Sie benennt, ohne zu begegnen. Sie nivelliert, was singulär bleiben müsste. Angesichts dieses verdauenden Wortes zeichnet sich im Negativ eine andere Möglichkeit ab: nicht ein armes Wort, sondern ein nüchternes; nicht ein stummes Wort, sondern ein zurückgehaltenes; ein Wort, das des Fastens fähig ist. Ein Wort, das akzeptiert, nicht alles zu sagen, das einwilligt zu warten, bis ihm etwas entgegenkommt; ein Wort, das die Welt nicht konsumiert, sondern sich von ihr berühren lässt.

Dieses Wort sucht nicht die Flüssigkeit, es nimmt die Rauheit an. Es weiß, dass Sinn nicht das ist, was am leichtesten zirkuliert, sondern das, was am längsten widersteht. Es weiß, dass Schweigen kein zu füllender Mangel ist, sondern eine Bedingung des Hörens. Es trägt sich nicht selbst, es setzt sich aus. Es ist ein Wort der Wache, ein nächtliches Wort, ein Wort, das die Welt nicht frisst, sondern sich von ihr nähren lässt – langsam, mitunter schmerzhaft, in Dankbarkeit. In einer von Worten gesättigten Welt erscheint dieses Wort fragil. Es ist es. Doch gerade in dieser Fragilität findet es sein Gewicht wieder.

DAS VERDAUENDE WORT UND DIE SPRACHE DES WINDES

Es gibt heute eine Art zu sprechen, die kein Gestus mehr ist, nicht einmal eine Anstrengung: sie ist ein Reflex. Die Sprache wendet sich nicht mehr der Welt zu, um dort Halt zu suchen; sie funktioniert wie ein in Panik geratenes Organismus, ausgeliefert seiner eigenen Zwanghaftigkeit. Sie verschlingt alles. Sie wählt nicht mehr aus. In bulimischer Gier saugt sie Entlehnungen, Wendungen, Jargon, mediale Klischees, technische Fragmente, die Passwörter der jeweiligen Stämme, eine ihrer Leiblichkeit entrissene Alltagssprache auf, um sie als bloßes Gewürz wieder einzuspritzen. Sie schluckt und schluckt weiter, nicht weil sie hungrig wäre, sondern weil sie nicht mehr weiß, wie man innehält.

Die Sprache ist zu einem Magen geworden. Doch zu einem kranken Magen, einem Magen ohne Rhythmus, ohne Ruhe. Verdauung ist kein Stoffwechsel mehr, sie ist Durchgang. Sie ist keine langsame Verwandlung mehr, sondern Zerkleinerung. Wahrhaft zu verdauen heißt jedoch nicht zu reduzieren, sondern zu verwandeln. Es heißt, das von außen Kommende in eine neue Form zu überführen, die nährt, Kraft gibt, befähigt. Eine lebendige Sprache assimiliert – und gerade weil sie assimiliert, erzeugt sie Sinn wie Wärme. Sie lässt auch einen Rest zurück, einen Abfall, eine Grenze: das, was man nicht schlucken kann, ohne sich selbst zu verlieren.

Doch das verdauende Wort verweigert den Rest. Es verweigert den Halt. Es verweigert den Hunger. Es verweigert das Schweigen. Es verschlingt unaufhörlich und verwechselt in dieser Gier Fülle mit Leben. Die Welt wird zu unterschiedsloser Nahrung; der Andere zum Vorwand; die Erfahrung zu bloßem Material des Sagens. Sprechen ist nicht länger Antwort auf eine innere Notwendigkeit – Sprechen wird zur Weise, dieser Notwendigkeit auszuweichen.

Und dennoch muss man genau sein: zu sagen, aus dieser permanenten Verdauung entstehe nichts, wäre noch zu nachsichtig, beinahe zu edel. Denn es entsteht etwas. Es entsteht das, was aus einem Körper hervorgeht, der nicht mehr verwandelt: Gase, Wind. Das verdauende Wort erzeugt keinen nährenden Sinn, es stößt Emissionen aus. Es gibt keine Form, die bleibt; es setzt ein Geräusch frei, das sich verflüchtigt. Es hinterlässt kein Wort – es lässt etwas fahren.

Die Sprache wird gasförmig.

Sie bläht sich auf. Sie nimmt Raum ein. Sie erweckt den Eindruck intensiver Aktivität, wie jene Aufgebläetheit, die einem Körper Fülle vorgaukelt, obwohl ihm die Kraft fehlt. Die Rede vermehrt sich, breitet sich aus, erneuert sich unaufhörlich – und je mehr sie sich erneuert, desto mehr scheint sie zu beweisen, dass sie lebt. Doch sie lebt nicht: sie zirkuliert. Sie trägt nicht mehr: sie geht hindurch. Sie richtet sich nicht mehr an etwas: sie wiederholt sich. Sie wird autoreferenziell, nicht aus Stolz oder Bewusstsein, sondern weil sie nichts mehr begegnet. Sie misst sich nicht mehr an der Welt, sondern an sich selbst, an ihrem eigenen Fluss, an ihrer künstlichen Atmung.

Das Beunruhigendste ist dabei nicht der Irrtum. Nicht einmal die Lüge. Es ist das Fehlen eines Außen. Wenn Sprache sich von Sprache ernährt, lügt sie nicht – sie erschöpft sich in einem geschlossenen Kreislauf. Sie spricht von dem, was gesagt wurde, kommentiert, was bereits kommentiert ist, widerlegt eine Widerlegung, die längst widerlegt wurde, empört sich über eine Empörung, die schon recycelt ist. Sie sucht nicht die Wahrheit einer Sache ; sie sucht die Fortsetzung des Flusses. Und wenn der Fluss zum Selbstzweck wird, bleibt Sinn nur noch ein Nebenprodukt, ein Schaum, ein Halo.

Der Wind hat keinen Körper. Er hat keine eigene Form. Er ist Bewegung ohne Substanz.

So verhält es sich mit dieser Sprache: sie bewegt sich, wälzt, durchquert, rührt auf. Sie dringt überall ein, selbst in jene Winkel, in denen das Denken schweigen müsste. Sie vertreibt die atembare Luft. Sie besetzt den Platz des Schweigens, nicht um zu sagen, sondern um zu füllen. Und indem sie alles füllt, erstickt sie. Diese Sprache des Windes macht die Welt unatmbar, nicht durch offene Gewalt, sondern durch Sättigung: sie lässt keinen Raum mehr für das Kommen eines Wortes, das Gewicht hätte.

Denn es gibt noch immer ein Wort, das nicht schwebt. Ein Wort, das fällt, sich absetzt, verlangt, dass man anhält. Ein Wort, das kein unwillkürlicher Ausstoß ist, sondern eine Tat. Ein Wort, das kein Reflex ist, sondern eine Entscheidung. Ein Wort, das weiß, dass es nicht alles sagen muss, nicht alles füllen, nicht durch Vermehrung beweisen muss, dass es lebt. Es darf selten sein. Es darf langsam sein. Es darf ein Schweigen in sich tragen – nicht als Mangel, sondern als Reserve, als Würde.

Dieses Wort setzt Hunger voraus. Einen wirklichen Hunger, das heißt eine Beziehung zum Mangel. Es setzt voraus, dass die Welt Widerstand leistet, dass der Blick nicht gleitet, dass sich die Erfahrung nicht im Voraus darbietet. Es setzt voraus, dass man die Nacht akzeptiert – nicht als Entzug, sondern als Bedingung von Dichte. Denn die Nacht stellt den Widerstand wieder her. Sie gibt dem Blick seine Reibung zurück. Sie hindert die Sprache am Schweben. Sie zwingt dazu, die Worte zu wiegen, nicht aus moralischer Vorsicht, sondern weil die Dinge endlich wieder schwer zu sagen sind.

In der Sprache des Windes ist alles leicht. Alles flüssig. Alles mühelos. Doch diese Leichtigkeit ist nicht Gnade – sie ist Flucht. Und der Mensch, der in dieser Sprache lebt, fühlt sich am Ende zugleich voll und leer: voll von Sätzen, leer an Nahrung. Er hat den ganzen Tag gesprochen, und doch hat ihn nichts getragen. Er hat die Welt kommentiert, und doch ist er ihr nicht begegnet. Er hat Worte verschluckt, und doch hat er nicht eine einzige Sache gekostet.

So wird die Aufgabe einfach, auch wenn sie hart ist: eine Sprache wiederzufinden, die nicht verdaut, um auszuschcheiden, sondern empfängt, um zu verwandeln. Eine Sprache wiederzufinden, die keinen Wind ausstößt, sondern Gewicht verleiht. Eine Sprache, die des Fastens fähig ist, des Wartens, die dem Schweigen seinen Platz lässt – damit im freigegebenen Raum endlich etwas gesagt werden kann, nicht als weiteres Geräusch, sondern als Anfang.

DAS VERDAUENDE WORT

Die Sprache hat die Welt genommen und sie in den Mund gelegt.
Sie kaut ohne Hunger, aus Gewohnheit, aus Reflex.
Sie schluckt Entlehnung, Mode und das Passwort.
Sie trinkt die Slogans wie ein Wasser ohne Gedächtnis.
Sie saugt den Jargon, bitteren Zucker der Büros.
Sie nimmt die nackte Rede des Volkes und reißt sie los.
Sie mischt das Lachen mit Zahlen, den Schatten mit Stimmzetteln.
Sie füllt den Raum, sie füllt die Minute.
Sie spricht, um zu sprechen, um nicht zu schweigen.
Und man glaubt, sie lebe, weil sie Lärm macht.

Sie ist ein rastloser Magen, ohne Jahreszeit, ohne Ruhe.
Sie kennt weder Halt noch Pause noch Schwelle.
Sie verwechselt Fülle mit Energie.
Sie verdaut unaufhörlich, wie man dem eigenen Hunger entflieht.
Sie hört die Welt nicht mehr, sie konsumiert sie.
Sie wählt nicht mehr die Sache, sie nimmt den Strom.
Sie schluckt das Wahre, das Falsche, das Dazwischen, das Neutrale.
Sie glättet die Kanten, radiert die Winkel des Wirklichen.
Sie nennt Freiheit, was nichts als Durchgang ist.
Und nennt Öffnung ihre bloße Durchlässigkeit.

Was sich in Kraft verwandeln müsste, löst sich auf.
Die Verdauung ist kein Stoffwechsel mehr, sondern Zermalmen.
Sie reduziert, zerdrückt, zerreibt die Wörter.
Sie verwechselt Aneignung mit Verschwindenlassen.
Sie macht aus Sinn eine Paste, einen bequemen Brei.
Alles wird austauschbar und gleicht sich sanft an.
Das Wort verliert sein Gewicht, der Satz seine Schwerkraft.
Die Welt leistet keinen Widerstand mehr – oder sie fehlt.

Man glaubt, die Dinge zu fassen, und fasst nur Luft.
Und das Ohr gewöhnt sich an die Fade des Klangs.
Man sagt: Es bleibt nichts zurück – und das ist zu milde.
Zurück bleibt Wind, Gas, ein Geräusch der Entladung.
Wie bei einem Körper, der arbeitet und nichts verwandelt.
Eine aufgeblähte Sprache, eine hohle Schwellung.
Meinungen, die vorbeiziehen, körperlose Polemiken.
Sätze, die entweichen wie ein gelöster Seufzer.

Das Wort antwortet nicht mehr, es entlädt sich.
Es gibt nicht, es entleert sich und erleichtert sich.

Es nährt niemanden, es entlastet nur sich selbst.
Und die Luft wird dick vom Geruch der Diskurse.
Die Sprache trägt sich allein durch ihre Zirkulation.
Sie hat kein Außen mehr, kein Gegenüber.
Sie kommentiert sich endlos, paraphrasiert, kopiert sich.
Sie spricht von dem, was sie sagt, hört sich selbst, beweihräuchert sich.
Sie widerlegt eine Widerlegung, die schon bereit ist zurückzukehren.
Sie empört sich im Kreis und recycelt ihre Empörung.
Die Welt wird nicht mehr gerufen, sie wird nicht mehr verlangt.
Man braucht die Dinge nicht mehr: man hat die Wörter der Dinge.

Das Reale wird zum Thema, zur Rubrik, zur Kulisse.
Und man lebt in einem Strom, der sich dreht wie ein Rad.
Es ist nicht die Lüge, es ist das Ausbleiben der Begegnung.
Es ist nicht der Irrtum, es ist das Fehlen von Widerstand.
Der Blick gleitet über alles, transparent, reibungslos.
Und die Sprache, diesem Gleiten angepasst, schwebt.
Sie beschreibt, ohne zu sehen, sie benennt, ohne zu berühren.
Sie nivelliert die Unterschiede, besänftigt die Abstände.
Sie löscht die Falte, löscht die Tiefe.
Sie füllt das Schweigen, um nicht hören zu müssen.

Sie verwechselt das Licht mit der Erdrückung der Welt.
Und wundert sich dann, dass nichts mehr in ihr wiegt.
Der Wind hat diese Kraft: er vertreibt die atembare Luft.
So spricht die Sprache, und sie nimmt alles ein.
Sie dringt in die Häuser, die Bildschirme, die Mahlzeiten.
Sie besetzt die Zwischenräume, in denen Schweigen entsteht.
Sie füllt die Gänge, die Bahnhöfe, die Gedanken.
Sie macht den Menschen geschwätzig und doch hungrig.
Sie macht aus Müdigkeit einen normalen Grundton.
Sie hinterlässt volle Köpfe und haltlose Herzen.

Sie gibt die Illusion von Leben, von Debatte, von Sinn.
Und das Atmen wird zu einem inneren Kampf.
Denn es gibt ein Wort, das nicht so schwebt.
Ein Wort, das fällt, sich absetzt und bleibt.
Ein Wort, das verlangt, dass man einen Augenblick anhält.
Es ist nicht reichlich, es ist ernst und gehalten.
Es sucht nicht den Strom, es sucht die Stimmigkeit.

Es weiß, dass Schweigen keine Panne ist, sondern ein Ort.
Es breitet sich nicht aus, es richtet sich und setzt sich aus.
Es recycelt sich nicht, es riskiert sich und verpflichtet sich.

Es bewahrt einen Rest, ein Zittern, eine Nacht in sich.
Und dieser Rest ist das Gewicht, das es wahr macht.
Das verdauende Wort hasst den Hunger und bewacht ihn.
Es will die Sättigung als akustischen Wall.
Es füllt und füllt, um den Mangel nicht zu spüren.
Doch der Mangel ist die Quelle, der Mund des Sinns.
Ohne Mangel kommt nichts, erhebt sich kein Wort.
Ohne Hunger sind die Wörter bloßes Durchgangsmaterial.
Die Notwendigkeit geht verloren, und Sprache wird Sport.
Man spricht, wie man läuft – um nicht stehen zu bleiben.

Man spricht, um den Abgrund am Grund des Tages nicht zu sehen.
Und nennt Fortschritt diese ruhelose Flucht.
Man müsste ein Wort des Fastens neu erlernen.
Nicht um streng zu sein, sondern um wieder frei zu werden.
Die Langsamkeit neu lernen und das Warten auf das Wort.
Die Welt nahekommen lassen, ohne sie zu verzehren.
Nicht alles schlucken, nicht alles kommentieren.
Präsenz von Information unterscheiden.
Den Dingen ihren Rand zurückgeben, ihre Opazität, ihr Gewicht.
Dem Unvollendeten zustimmen, dem Schatten, der Falte.
Das Reale nicht töten durch Übermaß an Klarheit.
Und die Kraft wiederfinden, wenig zu sagen – aber richtig.

Dann wird die Nacht wieder zur Verbündeten.
Sie nimmt das Zuviel zurück, sie stellt den Widerstand her.
Sie hindert den Blick daran, über die Oberfläche zu gleiten.
Sie gibt den Dingen eine Stirn, eine Schwelle, ein Geheimnis.
Sie zwingt zum Berühren, zum Hören, zum Warten.
Sie gibt der Sprache die Dichte der Welt zurück.
Im Schatten wiegt ein Wort mehr als ein Strom.
Im Schatten wird ein Satz zur Tat und nicht zum Geräusch.
Im Schatten hört das Wort auf, bloße Emission zu sein.
Und der Mensch findet einen Atem, der kein Wind ist.

Denn das Tragische liegt nicht im Mangel an Worten.
Es liegt im Übermaß, das die Möglichkeit des Sagens tötet.
Es liegt in dieser Sprache, die sich selbst verschlingt.
In dieser Autophagie, die sich für fruchtbar hält.

Tragisch ist, alles benannt zu haben und nichts mehr zu sehen.
Alles erklärt zu haben und nichts mehr zu hören.
Alles kommentiert zu haben und nichts bewohnt zu haben.
Alles geteilt zu haben und nichts überliefert zu haben.

Alles gesagt zu haben und nichts gegeben zu haben.
Voll zu sein von Worten und leer an Gegenwart.
Während ein wahres Wort die Welt nicht flatuliert.
Es entlädt sich nicht an ihr, es setzt sich ihr aus.
Es vertreibt die Luft nicht, es öffnet einen Atemraum.
Es füllt den Raum nicht, es macht ihn bewohnbar.
Es sucht nicht die Zahl, es sucht das Gewicht.
Es nimmt das Schweigen an als Herdstelle des Sinns.
Es hinterlässt eine Spur, eine Wärme, eine Narbe.
Es geht nicht vorbei: es bleibt und wacht.

Und in einer Zeit des Lärms bleibt es eine niedrige Lampe.
Eine Lampe, die nicht alles erhellt, aber standhält.
Was gesagt werden muss, wird nicht im Fluss gesagt.
Es wird in der Falte gesagt, zur Stunde, da alles schweigt.
Wenn die Welt Widerstand leistet, wenn der Satz zögert.
Wenn das Wort nicht kommt wie ein erlernter Reflex.
Wenn die Sprache auf ihre akustische Gier verzichtet.
Wenn der Mensch sich erhebt aus seinen Gasen und seinem Lärm.
Wenn er endlich akzeptiert, Hunger nach Wirklichkeit zu haben.
Erst dann hört das Wort auf, Verdauung zu sein.

Es wird ein Schritt, eine Adresse, eine Wache.
Und die Welt antwortet, einen Augenblick lang, in ihrer Opazität.

DAS LINGUISTISCHE BLÄHEN

Der Satz schwillt an und drängt aus dem Mund.
Er kommt von selbst heraus, ohne Wahl, ohne Zurückhaltung.
Man spricht wie man atmet – doch ohne wirkliche Luft.
Das Wort kommt reflexhaft, wie ein Tic der Zunge.
Es sucht nicht die Sache, es sucht den Ausgang.
Es gleitet zwischen den Zähnen hindurch, ein kleines Gewohnheitsgeräusch.
Es erleichtert für einen Moment und hinterlässt Leere.
Es trägt niemanden, es öffnet keinen Weg.
Es füllt das Schweigen, um ihm nicht zuhören zu müssen.
Und man verwechselt dieses Geräusch mit menschlicher Rede.

Es ist ein Diskursfurz, ein Atem ohne Gegenwart.
Ein Gas, das sich in den Räumen der Stadt ausbreitet.
Es läuft entlang der Bildschirme, der Büros, der Gänge.
Es schwebt über den Mahlzeiten, den Zügen, den Warteschlangen.
Es dringt überall ein, ohne Gesicht und ohne Körper.
Es hat kein Subjekt, es hat kein Schicksal.
Es haftet an den Lippen und entweicht sofort.
Es lässt lachen oder verziehen – aber es gründet nichts.
Es hat kein Gedächtnis, es hat keine Bleibe.
Es ist Leben, reduziert auf bloße Emission.

Es stammt aus der Bulimie gesättigter Sprachen.
Man hat zu viele Slogans, Zahlen, Zeichen verschluckt.
Man hat Jargon gekaut, Kommentar, Lärm.
Und die Verdauung hat keine Kraft mehr hervorgebracht, keinen Sinn.
Also stößt der verbale Körper aus, was er zermahlt.
Er entlässt in die freie Luft einen Schaum von Worten.
Er expulsiert unaufhörlich, was er nicht mehr verwandelt.
Und macht aus dem Denken einen Ballon, der sich leert.

Und der Mensch hält sich für satt, weil er Wind entlässt.
Doch unter seinem mechanischen Lachen bleibt er hungrig.
Der linguistische Furz besitzt die Macht der Dämpfe.
Er betäubt den Mangel und tröstet die Angst.
Er gibt dem Geist die Illusion, tätig zu sein.
Er erzeugt Bewegung, um das Innehalten zu vermeiden.
Er lässt die Zeit vergehen wie einen Vorortzug.
Er besetzt den Augenblick und löst die Tiefe auf.

Er macht selbst aus der Nacht eine bloße schwarze Kulisse.
Er verbietet das Hören durch seinen Seufzerstrom.

Er will alles erleichtern, alles kompatibel machen.
Und vertreibt am Ende die atembare Luft aus der Welt.
Der Furz ist keine Lüge: er ist Abwesenheit von Adresse.
Er zielt auf niemanden, er ruft keinen Ort.
Er gibt sich nicht, er entledigt sich.
Er bindet kein Herz, er greift kein Wirkliches an.
Er lässt den Anderen unversehrt, doch aus unversehrter Distanz.
Er verletzt nicht, er ermüdet – und das ist schlimmer.
Er ist die Höflichkeit der modernen Leere.
Ein Geräusch, das man verzeiht, weil es banal ist.

Man beklagt sich, dann lacht man, dann beginnt man von vorn.
Und das Leben wird rund, wiederholt, ohne Schwere.
Er nährt sich von Entlehnungen und Stammeswörtern.
Von importierten Moden, von bereits fertigen Sätzen.
Man klebt sie sich auf die Lippen wie trockene Pflaster.
Man schwenkt sie im Wind, um Zugehörigkeit zu signalisieren.
Der linguistische Furz ist ein Clanzeichen.
Er sagt: Ich gehöre zu euch, ich teile eure Ticks.
Er vermeidet die Einsamkeit, indem er das Denken vermeidet.
Er ersetzt den Sinn durch sozialen Code.

Er spendet eine künstliche Wärme, eine leichte Gemeinschaft.
Und das Wort wird dann nur noch ein akustischer Ausweis.
Es gibt Orte, an denen man nicht mehr spricht: man emittiert.
Man wirft Meinungen wie Konfetti.
Man empört sich, entschuldigt sich, schließt ab, ohne gesehen zu haben.
Man reformuliert, nuanciert, korrigiert das Nichts.
Jeder Satz besitzt die Eleganz einer höflichen Flucht.
Er schließt sich in sich selbst, makellos und glatt.
Er trägt sich durch seine schnelle Zirkulation.
Er springt weiter, wird geteilt, archiviert, recycelt.

Und währenddessen bleibt die Welt ohne Antwort.
Denn niemand hat gesprochen: man hat nur ausgeatmet.
Der linguistische Furz hat seine Schwarmmusik.
Er summt, sättigt, überdeckt die kleinste Falte.
Er füllt die Stille, wie man ein Loch verstopft.
Er hasst den Halt, diesen einfachen Schwindel.
Er will überall Worte, wie grelle Lampen.

Doch totales Licht erhellt nichts – es löscht.
Und der fortwährende Lärm sagt nichts – er bedeckt.
Der Furz wird zum Gesetz: alles muss sofort heraus.

Zurückhaltung erscheint verdächtig, Langsamkeit krank.
Und man verliert die menschliche Kunst, einen Satz zu tragen.
Denn einen Satz trägt man wie einen Toten.
Mit Schwere, mit Sorgfalt, mit Schweigen.
Doch der linguistische Furz trägt nichts: er geht vorbei.
Er hat kein Gewicht, er hat kein Grab.
Er hat keine Bleibe, er hat keine Wache.
Er ist die Anti-Rede, die Emission ohne Gedächtnis.
Er kreist um die Dinge, ohne sie je zu berühren.
Er verspottet das Tragische, indem er es zum Thema reduziert.

Er löst den Schatten in Oberflächenvokabular auf.
Und lässt die Lebenden brotlos zurück, in zu leichter Luft.
Man müsste den Hunger in der Sprache neu erlernen.
Nicht den Hunger zu sprechen, sondern den Hunger nach Wirklichkeit.
Den Hunger, der ein Wort selten macht – und daher kostbar.
Den Hunger, der nicht kommentiert, sondern hört.
Den Hunger, der auf die Sache wartet, statt sie zu verschlingen.
Den Hunger, der die Nacht als Widerstand annimmt.

Dann hört das Schweigen auf, eine soziale Peinlichkeit zu sein.
Es wird zur Matrix, zur Kammer, in der Sinn entsteht.
Und das Wort beginnt, statt zu emittieren, wieder zu antworten.
Es entlässt keinen Wind mehr: es gibt Gewicht.
Die Nacht gibt dem Blick seine notwendige Reibung zurück.
Sie verhindert das Gleiten glänzender Oberflächen.
Sie zwingt zum Berühren, zum Zweifeln, zum Näherkommen.
Sie macht den Satz verantwortlich für sein Gewicht.
In der Nacht schämt sich der Furz – und das ist gesund.
Denn er enthüllt die Leere der Emission.

In der Nacht muss ein Wort die Dichte durchqueren.
Es muss seinen Platz, seinen Atem, seine Dauer verdienen.
Es wird eine Tat, eine Adresse, ein Risiko.
Es ist kein Erleichtern mehr: es ist Treue.
Es gibt eine Welt, die vor dem Gas der Diskurse zu retten ist.
Nicht durch Moral, nicht durch Zensur, nicht durch Geschrei.
Sondern durch eine Zurückhaltung, die den Raum neu öffnet.
Durch ein Wort der Wache, arm und dicht zugleich.

Ein Wort, das nicht die Geschwindigkeit sucht, sondern die Haltung.

Ein Wort, das sich nicht schmeichelt, sondern sich absetzt.

Ein Wort, das die Luft nicht vertreibt, sondern sie atembar macht.

Ein Wort, das einen Rest lässt, eine Spur, eine Narbe.

Ein Wort, das kein weiteres Geräusch im Bienenstock ist.

Sondern eine niedrige Lampe, am Rand der Welt, die standhält.

IM RESTAURANT

Der unbekannte tritt in das Restaurant ein. Er hat den abgemessenen Schritt jener, die nicht stören wollen – und doch stört alles an ihm ein wenig. Er behält seinen Mantel an, als wäre der Raum zu lauwarm, um wirklich verlässlich zu sein. Die Kellnerin begrüßt ihn mit einer kurzen, beinahe automatischen Geste und weist ihm einen Tisch ganz hinten zu, nahe einer Glasfront, in der nichts zu sehen ist als die spiegelnde Nacht. Er setzt sich an den bezeichneten Tisch. Er holt kein Telefon hervor. Er tut nicht so, als lese er. Er legt einfach die Hände flach auf den Tisch, wie man eine stumme Frage hinlegt.

Am Nachbartisch unterhalten sich zwei Personen. Sie scheinen sich gut genug zu kennen, um einander nicht mehr wirklich zuzuhören. Ihr Gespräch fließt mit jener vollkommenen Leichtigkeit gewichtsloser Dinge. Sie schreien nicht. Sie lachen nicht zu laut. Sie sagen nichts Vulgäres. Manchmal sprechen sie sogar ernste Themen an. Doch das Ernste löst sich bei ihnen auf, wie Pulver in einem Glas Wasser.

STIMME 1

Ehrlich, ich hatte heute einen komplett vollen Tag, aber wirklich komplett.
Zwischen dem Call am Morgen und dem Briefing, das aus dem Ruder lief, war es pures Chaos.
Danach sagst du dir: okay, ich atme, ich resette, ich fokussiere mich.
Aber nein, es geht einfach weiter, und am Ende läufst du im Autopilot.
Ich habe das Gefühl, alles ist zu einem Workflow geworden, sogar das Ausruhen.
Du isst schnell, du antwortest schnell, du lächelst schnell – und du gehst weiter.
Und abends setzt du dich hin und denkst: Was heißt eigentlich leben?
Aber der Gedanke rutscht weg, verstehst du, er bleibt nicht haften.

STIMME 2

Ja, total, ich sehe das genau so. Das ist genau der Punkt.
Wir stecken in so einer Art Loop, in dem sich alles wiederholt, nur besser vermarktet.
Sogar unsere Gefühle sind manchmal wie interne Benachrichtigungen.
Du spürst, dass du berührt sein solltest, also bist du es ein bisschen.
Und dann scrollst du im Kopf weiter und gehst zum Nächsten über.
Es ist verrückt, weil wir im Grunde ja alles haben – objektiv gesehen zumindest.
Aber irgendetwas fehlt. Etwas Dichtes. Etwas, das verankert.
Doch sobald es ernst wird, denkst du: wow, too much.

DER UNBEKANNTE dreht leicht den Kopf. Er hört zu, ohne hinzusehen. Die Kellnerin legt ihm die Speisekarte hin, die er nicht öffnet. Sein Blick bleibt auf der Holzplatte des Tisches ruhen, als könne eine Maserung des Holzes besser antworten als Worte.

STIMME 1

Und trotzdem habe ich manchmal richtig seltsame Momente.
Wie gestern: Ich war auf dem Heimweg, es regnete, und plötzlich dachte ich an den Tod.
Direkt.
Nicht im Drama-Modus, wirklich nicht, eher... wie eine sanfte Evidenz.
Ich dachte: Das alles wird enden – unsere Posts, unsere Kalender, unsere Pläne.
Ich hatte so eine Art Schwindel, aber clean, fast ästhetisch.
Und dann kam eine Nachricht rein, und zack, der Moment war weg.
Das ist doch das Verrückte: Die Tiefe kommt – und wir schalten sie sofort um.
Wir haben Tiefe im Pop-up-Format, verstehst du, sie schließt sich von selbst.

STIMME 2

Ja, und danach hast du kurz ein schlechtes Gewissen, aber nicht zu sehr,
weil du ja weiterfunktionieren musst.
Die Welt ist halt so gemacht, wir haben keine Wahl, das ist das Spiel.
Gleichzeitig ist der Tod so ein Thema, das wir total romantisieren.
Wir packen Worte drum herum, aber es ist wie Packaging, alles schön glatt.
Dabei müsste es dich verändern, dich verrücken, wenn du wirklich darüber nachdenkst.
Aber wir stecken es in eine Schublade, so nach dem Motto: Abendreflexion.
Und am nächsten Tag gehst du wieder zu deinem Kaffee, zu deinen Mails, zu deinen kleinen
Dringlichkeiten.
Und du sagst dir: Das ist das Leben, das ist normal, das ist Routine, und fertig.

Ein Schweigen geht zwischen ihnen hindurch, doch es hat keine Zeit, sich zu setzen. Es wird
sofort überdeckt, wie eine Oberfläche, die man nicht nackt lassen will. Der Raum selbst
rieselt von parallelen Gesprächen, alle im gleichen Ton, alle schon vergessen.

STIMME 1

Das Schlimmste ist, dass ich spüre, ich könnte jemand anderes sein.
Nicht im Sinne von multipler Identität, sondern... präsenter, lebendiger, tiefer.
Aber das würde eine Energie verlangen, die ich nicht habe – oder die ich anderswo
verpulvere.

STIMME 1

Manchmal denke ich mir: Ich sollte meditieren, Yoga machen, irgendwas lesen.
Aber selbst das wird sofort zu einem Projekt, zu einer Performance, zu einem Ziel.
Wir sind so sehr in der Optimierung, dass wir sogar die Sinnsuche optimieren.
Und dadurch verpasst du den Sinn, weil du ihn wie einen KPI behandelst.
Na ja, irgendwie ist es lustig – wir sind halt Menschen im permanenten Beta-Modus.

STIMME 2

Ja, und das nennen wir dann Freiheit, obwohl es nur ein Interface ist.
Wir haben unendlich viele Optionen, aber wir wissen nicht mehr, wie man mit dem Körper
wählt.

Wir wählen nach Kriterien, Reviews, Vergleichen, Trends.
Sogar die Liebe ist manchmal Matching, so ein „das hakt die Kästchen ab“.
Und wenn es nicht mehr passt, denkst du: next, ich verdiene etwas Besseres.
Das ist ziemlich traurig, aber so gesagt klingt es fast intelligent.
Du legst die Worte sauber hin und glaubst, du hättest verstanden.
Dabei hast du nichts berührt, du hast nur eine ordentliche Synthese gemacht.

Der unbekannte erhebt sich leicht, gerade so weit, dass sein Stuhl knarrt. Er sucht keine Aufmerksamkeit. Er setzt sich wieder. Dieses Knarren ist wie ein Splitter in der Flüssigkeit. Die beiden Stimmen halten einen Mikro-Moment inne und setzen dann schneller wieder ein.

STIMME 1

Na ja, weißt du, ich relativiere das alles.
Ich sage mir: Jeder macht, was er kann.
Man muss ja nicht ständig im Intensiven sein, im Wahren.
Das Leben besteht auch aus Leichtigkeit, aus Spaß, aus kleinen Dingen.
Und die Welt ist hart, also ist es normal, sich ein bisschen zu schützen.
Du kannst nicht 24/7 im tragischen Modus sein, sonst gehst du kaputt.
Also sortierst du aus, nimmst, was durchgeht, lässt den Rest liegen.
Und im Grunde ist das gar nicht so schlecht, weil es dir erlaubt durchzuhalten.
Auch wenn du manchmal spürst, dass du hältst... ohne zu wissen, was eigentlich.

STIMME 2

Ja, da stimme ich dir zu, wir müssen uns auch nicht selbst geißeln.
Wir sind keine Heiligen, keine Dichter, keine Propheten.
Wir machen, was wir können, mit dem Lärm, dem Stress, dem Druck.
Und dann gibt es Menschen, die wirklich leiden, also bitte.
Wir sind privilegiert, wir werden nicht dramatisch.
Wir haben unsere kleinen Ängste, okay, aber das bleibt handhabbar.
Und morgen sehen wir weiter, wir passen uns an, wir improvisieren, wir gehen voran.
Das ist doch Reife, oder: flexibel sein, smooth sein, okay sein.

Der unbekannte öffnet schließlich die Speisekarte. Er schließt sie fast sofort wieder. Er sieht, wie die Kellnerin näherkommt, und bevor sie etwas sagen kann, sagt er leise, fast zu sich selbst:

DER UNBEKANNTE

Ich nehme... etwas, das trägt.

Die Kellnerin zögert, unsicher, ob es ein Scherz ist. Dennoch notiert sie es reflexhaft, wie man alles notiert. Am Nachbartisch setzen die Stimmen ihr Gespräch fort, bereits in einer anderen Schleife, mit derselben gewichtslosen Sanftheit. Das Restaurant bleibt derweil in dieser seltsamen Atmosphäre hängen, in der alles gesagt wird – und nichts sich absetzt.